

Marcel Hollmann (Hrsg.)

Geführt auf unbekanntem Pfaden

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Der vorliegende Text darf nicht gescannt, kopiert, übersetzt, vervielfältigt, verbreitet oder in anderer Weise ohne Zustimmung des Autors verwendet werden, auch nicht auszugsweise: weder in gedruckter noch elektronischer Form. Jeder Verstoß verletzt das Urheberrecht und kann strafrechtlich verfolgt werden.

Impressum

edition predigt.archiv
Marcel Hollmann
Rheinstr. 3
64404 Bickenbach
hallo@edition-predigtarchiv.de

ISBN: 978-3-910764-24-8

© 2024 Marcel Hollmann, edition predigt.archiv
Überarbeitete Neuauflage des Buches „Missionary Knights of the Cross“
von John C. Lambert (1857 - 1917).

Bildnachweise: Seite 10: Vink Fan – stock.adobe.com, Seite 82 und 152: depositphotos.com
Cover: depositphotos.com

Bibeltext der Schlachter
Copyright © 2000 Genfer Bibelgesellschaft
Wiedergegeben mit freundlicher Genehmigung. Alle Rechte vorbehalten.

Marcel Hollmann (Hrsg.)

Geführt auf unbekannten Pfaden

**Die gefährlichen Abenteuer
christlicher Missionare**

*»Jeder, der den Namen des Herrn anruft,
wird gerettet werden.«*

Wie sollen sie aber den anrufen, an den sie nicht geglaubt haben? Wie sollen sie aber an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne einen Verkündiger? Wie sollen sie aber verkündigen, wenn sie nicht ausgesandt werden?

*Wie geschrieben steht:
»Wie lieblich sind die Füße derer, die Frieden verkündigen, die Gutes verkündigen!«*

Römer 10,13-15

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Herausgebers.....	7
Einleitung.....	8
In den Steppen und Wüsten der Mongolei.....	11
Im Land der Telegus.....	23
Ein japanisches Abenteuer.....	36
Vom fernen Formosa.....	48
Eine Heldin Tibets.....	60
Der Retter von Liao-Yang.....	71
Der Held von Uganda.....	83
Der Bischof mit dem Herzen eines Löwen.....	95
Pioniere in Njassaland.....	107
„Voortrekker“ in Barotseland.....	120
Ein Pionier in Garenganze.....	129
Eine Wanderung durch den tiefen Pygmäenwald.....	139
Unter den Indianern und Eskimos der Hudson Bay.....	153
Der „betende Meister“ der Indianer.....	164
Literaturempfehlungen.....	177

Vorwort des Herausgebers

In einer Zeit, als das Handy, GPS, Internet und sogar Flugzeuge noch nicht erfunden waren, war das Leben eines Menschen, der den Ruf Gottes in die Mission vernommen und angenommen hatte, gänzlich anders, als wie wir es heute kennen. Es war ein stetiges Abenteuer, ein Wagnis oft auf Leben und Tod und gleichzeitig immer „unter dem Schirm des Höchsten“ (Psalm 91).

Bereits die Reisen in weit entfernte Regionen der Welt, wo das Evangelium noch keine Verbreitung gefunden hat, war noch vor 150 Jahren ein Abenteuer ab dem ersten Tag. Unzählige Hindernisse und Gefahren mussten überwunden werden: Wind, Wetter, Krankheiten. Und am Zielort angekommen bedeutete das Missionsfeld oft zuerst eine tage- oder wochenlange Reise ins Unbekannte. Fernab der Heimat, in einer fremden Kultur, oft ohne Kontakt zur Außenwelt, wenn die Pfade durch Wüsten, Dschungel oder weite Steppen führten, in Hitze, Kälte, durch lebensgefährliche Begegnungen mit wilden Tieren, Kannibalen und wilden Eingeborenenstämmen – wie tief mögen in diesen Situationen das Wort Gottes, das Gebet und letztendlich die Freude an der Verkündigung des Evangeliums, die mutigen Männer und Frauen auf dem Missionsfeld getragen und gestärkt haben.

Von einigen, weniger bekannten, Missionaren, die die Frohe Botschaft nach Asien, Afrika und Nordamerika getragen haben und welche gefährlichen Abenteuer sie dabei erlebt haben, möchte dieses Buch erzählen.

Marcel Hollmann im Juni 2024

Einleitung

In einem „Vorwort“, das er zu Dr. Jacob Chamberlains Missionsbuch „Im Tigerdschungel“ beisteuert, vertritt Dr. Francis E. Clark die Meinung, dass man keine sensationslüsterne und ungesunde Bellettristik unterstützen muss, um mitreißende Abenteuer und spannende Erzählungen zu finden: „Es gibt eine Quelle, die spannende und dramatische Geschichten liefert, reich an unerwarteten Situationen und gewürzt mit reichlich Abenteuer. Und diese Quelle ist gleichzeitig die reinste und belebendste Quelle, aus der unsere Jugend trinken kann. Um es anders auszudrücken, handelt es sich um ein Bergwerk, das noch weitgehend unbearbeitet ist; es enthält reiche Erz nuggets, die den Schürfer in diesem neuen Feld gut belohnen werden.“

Das Gebiet, auf das sich Dr. Clark bezieht, ist die Geschichte der modernen christlichen Missionen. Er will damit sagen, dass die kühne und mitreißende Seite der Missionserfahrung herausgestellt und die Tatsache betont werden muss, dass die abenteuerlichen Tage der Missionen keineswegs vorbei sind. Es gibt Geschichten, die heute zu den Klassikern der Missionsromane gehören. Dazu gehören die Expedition von Hans Egede nach Grönland, die einsamen Reisen von David Brainerd zu den Indianerstämmen der nordamerikanischen Wälder, die Reise von John Williams von einer Koralleninsel des Pazifiks zur anderen in dem kleinen Schiff, das er selbst gebaut hatte, die Erkundung des „dunklen Kontinents“ durch David Livingstone in der Hoffnung, die Seelen der Menschen zu erreichen. Aber unter den neuzeitlichen Missionaren, oder denjenigen, die weniger bekannt sind, gibt es viele, die nicht weniger edel oder weniger aufregend sind

als die soeben erwähnten; und die folgenden Kapitel sind ein Versuch, dies deutlich zu machen.

Es gibt natürlich eine tiefere Seite der christlichen Missionen - eine Seite, die wesentlich und unveränderlich ist -, während das Element des Abenteurers zufällig und gelegentlich ist. Wenn auf diesen Seiten die geistlichen Aspekte der ausländischen Missionsarbeit nur am Rande gestreift werden, dann nicht, weil sie vergessen oder ignoriert werden, sondern weil der Schwerpunkt des Buches ein anderer sein soll. Der Wunsch bleibt, dass einige von denen, die dieses Buch in die Hände bekommen, durch die Lektüre veranlasst werden, sich eingehender mit dem Leben und den Zielen unserer Missionshelden zu befassen und so etwas von dem Geist zu erhaschen, der sie dazu veranlasste, sich unzähligen Gefahren, Mühen und Prüfungen unter heidnischen und oft wilden Völkern zu stellen; sei es im eisigen Norden oder im brennenden Süden, sei es in den verborgenen Tiefen eines riesigen Kontinents oder unter den verstreuten „Inseln der Ozeane“.

In den Memoiren von Erzbischof Temple schreibt der spätere Primas der Kirche von England im Alter von zwanzig Jahren an seine Mutter, wie seine Fantasie durch den Anblick des neuseeländischen Bischofs Selwyn angeregt wurde, der mit einer Gruppe junger Männer, die sich der Verbreitung des Evangeliums unter einem unterdrückten und barbarischen Volk widmeten, in den Pazifik aufbrach: „Es ist nicht nur eine momentane Begeisterung bei mir“, schreibt er, „Mein Herz schlägt, wenn ich daran denke.“

Es ist der aufrichtige Wunsch des Autors, dass die folgenden Erzählungen dazu beitragen mögen, in einigen Köpfen eine Begeisterung für die Mission zu entfachen, wie sie Frederick Temple bis zum Ende seines langen und anstrengenden Lebens auszeichnete; oder besser noch, dass sie sogar einigen, die sich fragen, wie sie das Beste aus ihrem Leben machen können, nahelegen, ob es irgendeinen Beruf gibt, der so viele Möglichkeiten für außergewöhnliche Erfahrungen und sinnvolles Dienen im Glaubensleben bietet, wie der eines christlichen Missionars.

ASIEN



1

IN DEN STEPPEN UND WÜSTEN DER MONGOLEI

Ungefähr in der Mitte des Jahres 1870 kam in Peking ein junger Schotte namens James Gilmour an, der von der London Missionary Society nach China gesandt war, um seine Arbeit in der Hauptstadt zu beginnen.

Wenige Wochen nach seiner Ankunft kam es in Tientsin, der Hafenstadt von Peking, zu jenem fanatischen Ausbruch, der als Massaker von Tientsin bekannt wurde, bei dem ein römisch-katholisches Kloster zerstört und dreizehn Franzosen ermordet wurden. In der Hauptstadt brach sofort eine ausgedehnte Panik aus. Die Europäer hatten das Gefühl, am Rande eines Vulkans zu leben, denn niemand wusste, etwas anderes, als dass dieses Massaker der Auftakt zu einem allgemeinen Ausbruch von Fremdenhass sein könnte, wie er später im Zusammenhang mit der Boxerbewegung zu beobachten war. Überall um Gilmour herum packten seine Bekannten ihre wertvollsten Habseligkeiten zusammen und hielten sich für eine überstürzte Flucht in den Süden bereit. In diesem Moment entschloss sich der Neuankömmling zu einem kühnen und originellen Schritt. Anstatt in den Süden zu fliehen und sich dort in Sicherheit zu bringen, wollte er nach Norden ziehen und sehen, ob sich unter den Mongolen in den großen mongolischen Ebenen nicht eine Möglichkeit für die christliche Arbeit finden ließe. Er kannte weder das Land noch die Sprache, aber er hatte seit Langem ein tiefes und aufrichtiges Interesse an dieser weiten, einsamen Hochebene, die zwischen dem eigentli-

chen China und Sibirien liegt und bei Weitem das größte Protektorat des chinesischen Reiches darstellt.

Die Aussetzung der Arbeiten in Peking schien ihm genau die Gelegenheit zu bieten, in die Mongolei vorzudringen. Sobald die notwendigen Vorbereitungen getroffen waren, denn Gilmour war nie ein Mann, der das Gras unter seinen Füßen wachsen ließ, ließ er die Hauptstadt mit all ihren Gerüchten und Alarmen hinter sich.

Es dauerte nicht lange, bis die Große Mauer, die seit dem dritten Jahrhundert vor Christus China vor der Mongolei schützt, überwunden war. Mit zwei Kamelen und einem Kamelkarren machte sich der unerschrockene Reisende auf den Weg in die Wüste Gobi, die im Herzen der mongolischen Ebene liegt.

Die Mongolei, Heimat der Mongolen, wurde als ein grobes Parallelogramm beschrieben: 1.800 Meilen von Ost nach West und 1.000 Meilen von Nord nach Süd. Es ist eine riesige Hochebene, die sich hoch über das Meer erhebt, teils Wüste, teils baumlose Grassteppe und teils von Gebirgsketten bedeckt, deren Gipfel sich bis zur ewigen Schneelinie ausstrecken. Das Klima, das im Sommer heiß und trocken und im Winter bitterkalt ist, macht den Ackerbau nur in einigen begünstigten Gegenden möglich, und so ist der Mongole ein Nomade, der in einem Zelt wohnt und seine Herden auf dem Gras der Steppe weidet.

Viele Jahrhunderte war das Volk ein ständiger Schrecken für die Chinesen. Sogar die Große Mauer erwies sich als unwirksame Barriere gegen sie, und immer wieder ergossen sie sich wie eine mächtige Flut über die reichen Ländereien ihrer friedliebenden Nachbarn im Süden. Aber vor etwa 600 Jahren wurden sie von ihrem früheren heidnischen Glauben zum Buddhismus in seiner korrumpierten Form des Lamaismus bekehrt und dieser Glaubenswechsel hat den nationalen Charakter entschieden gemildert. Ein großer Teil davon muss zweifellos dem bei ihnen vorherrschenden Brauch zugeschrieben werden, einen oder mehrere Söhne in jeder Familie dem Priesteramt zu weihen. Ein Ergebnis dieses Brauchs ist, dass die mongolischen Priester oder Lamas, wie sie genannt werden, tatsäch-

lich die Mehrheit der männlichen Bevölkerung bilden. Da die Lamas kraft ihres Amtes zölibatär leben, ist ein weiteres Ergebnis die große Reduzierung der Bevölkerung im Vergleich zu früheren Zeiten. Man geht davon aus, dass heute nicht mehr als zwei Millionen Mongolen dieses riesige Gebiet von 1.300.000 Quadratmeilen bewohnen. Die Mongolei trägt heute nicht mehr den Namen, den es einst als „Manufaktur der Nationen“ trug. Es verfügt nicht mehr über jene überzähligen Schwärme kühner und kriegerischer Reiter, die es einst aussandte, um zu überrennen und andere Länder zu erobern. Aber wie alle Nomaden ist sein Volk noch immer ein aktives und zähes Volk. Auch als Reiter zeichnen sie sich weiterhin aus. Sowohl Männer als auch Frauen sind von klein auf an den Sattel gewöhnt, und einige von ihnen könnten es sogar mit den Leistungen der Reiter von Dschingis Khan, dem größten aller mongolischen Eroberer vor langer Zeit, aufnehmen. Diesem Land und diesem interessanten, aber wenig bekannten Volk hat James Gilmour sein Leben gewidmet.

Seine erste Reise über die große Hochebene begann in Kal gan, das nordwestlich von Peking liegt, gerade noch innerhalb der Großen Mauer, und endete in Kiachta an der Südgrenze Sibiriens. Diese Reise über die Ebene und Wüste, die nur einen Monat dauerte, unternahm er in Begleitung eines russischen Beamten, der kein Englisch konnte, während er selbst weder Russisch noch Mongolisch beherrschte. Deshalb war er froh, als er in Kiachta einen Landsmann traf: einen Schotten in Gestalt eines Händlers namens Grant.

Grant war äußerst freundlich zu ihm und nahm ihn in seinem eigenen komfortablen Haus auf. Als er jedoch feststellte, dass dieser Kontakt mit der Zivilisation ihn in seinen anstrengenden Bemühungen, die mongolische Sprache ohne Verzögerung zu beherrschen, behinderte, fasste Gilmour einen charakteristischen Entschluss. Dieser war nichts anderes, als in die Ebene hinauszugehen und zu versuchen, einen Mongolen zu überreden, ihn als Bewohner seines Zelttes aufzunehmen. Es war Nacht, als ihm diese Idee kam, und am nächsten Morgen verließ er Kiachta und nahm nichts mit außer seinem „Penang-Anwalt“. Dabei handelt es sich um einen Gehstock,

der so genannt wird, weil er in Penang bei der Beilegung von Streitigkeiten nützlich sein soll. Gilmour hatte bereits herausgefunden, dass er in der Mongolei nicht nur nützlich, sondern sogar unentbehrlich war, um sich gegen die wilden Angriffe der wölfisch aussehenden Hunde zu schützen, die sich immer auf einen Reisenden stürzen, wenn er sich einem Lager nähert.

Einer der ersten Zwischenfälle auf der Karawanenreise von Kalgan aus war das knappe Entkommen eines russischen Soldaten, der von einem Rudel mongolischer Hunde niedergerissen wurde. Mit einer stämmigen „Stütze des Gesetzes“ in der Faust fürchtete Gilmour jedoch nichts, sondern schritt fröhlich über die Ebene und ging auf das erste Zelt zu, das er am Horizont sah. Als er sich näherte, hörte er den Klang einer monotonen Stimme, die mit einer Art Gesang befasst war. Als er eintrat, fand er einen Lama bei seinem Gebet. Als der Lama Schritte hörte, schaute er sich um und sprach nur ein Wort: „Setz dich!“ und setzte dann seine Andacht fort. Eine weitere Viertelstunde lang fuhr er fort, ohne sich weiter um seinen Besucher zu kümmern. Doch plötzlich hörte sein dröhnender Gesang auf, er trat vor und begrüßte Gilmour gastfreundlich. Gilmour eröffnete ihm unverzüglich, dass es sein Wunsch sei, den Winter in seinem Zelt zu verbringen und durch seinen Unterricht Mongolisch zu lernen. Der Lama war überrascht, aber durchaus bereit, seinen Besucher als zahlenden Gast auf unbestimmte Zeit zu dem bescheidenen Satz von etwa einem Schilling pro Tag zu beherbergen. Und so finden wir Gilmour wenige Monate nach seiner Abreise aus London im Zelt eines Lamas in der mongolischen Ebene wieder, wo er das Leben eines Nomaden führt.

Nachdem die ersten Eindrücke abgeklungen waren, empfand er das Leben als etwas eintönig. Das Abendessen war das große Ereignis des Tages, zumal es die einzige Mahlzeit ist, die sich ein Mongole gönnt. Die Vorbereitungen für diese Mahlzeit waren gleichbleibend, ebenso wie das anschließende Menü. Gegen Abend schmolz der Diener des Lamas, der selbst ein Lama war, einen Eisblock in einem großen Topf über einem Feuer, das das Zelt mit Rauch erfüllte. Als

Nächstes hackte er mit einem Beil einen festen Hammelklumpen aus einem gefrorenen Tierkörper und legte ihn ins Wasser. Sobald er gekocht war, fischte er ihn mit der Feuerzange heraus und legte ihn vor seinem Herrn und Gilmour auf ein Brett, die sich dann mit Fingern und Messern darauf stürzten. Gabeln waren etwas Unbekanntes.

Wenn ein Mongole isst, nimmt er ein Stück Fleisch in die linke Hand, ergreift es mit den Zähnen und schneidet dann mit einer schnellen Aufwärtsbewegung des Messers den Bissen dicht an den Lippen ab. Der Vorgang sieht gefährlich aus, aber die flache Nase der Eingeborenen macht ihn sicher genug, obwohl er im Falle eines anderweitig begabten Menschen sehr riskant wäre. Die Mongolen hielten Gilmours Nase immer für gewaltig und gewährten ihm, dass er sich erst seine Bissen mundgerecht abschnitt und dann den Inhalt aneignete.

In der Zwischenzeit, als dieser erste Gang ablief, hatte der Diener etwas Hirse in das Wasser geworfen, das zum Kochen des Fleisches verwendet wurde. Wenn die Gäste genug von der festen Kost gegessen hatten, wurde dieser dünne Brei als eine Art Suppe serviert. Das Hammelfleisch, so Gilmour, war zäh, aber er erklärt, dass er selten in seinem Leben eine so köstliche Zubereitung der zivilisierten Küche gekostet hat wie diese Hirsesuppe. Er gibt zu, dass er keinen Zweifel daran hat, dass es vor allem der Hunger in der Wüste war, der sie so gut erscheinen ließ.

Obwohl er nur einmal am Tag aß, trank der Lama, wie alle Mongolen, große Mengen Tee. In der Morgendämmerung und am Mittag bereitete der Diener einen Eimer mit dem aufmunternden Getränk zu, das immer zehn oder fünfzehn Minuten lang gekocht und mit Fett und ein wenig Mehl anstelle von Milch gewürzt wurde.

Gilmour gewöhnte sich an die Lebensweise des Zeltens. Als Zugeständnis an seinen schottischen Geschmack wurde ihm jedoch jeden Morgen eine Tasse mit Mehl gereicht, das durch Zugabe von kochendem Wasser zu einer Art Brei wurde. Dies nannten der Lama und sein Diener „Schottland“, und sie achteten darauf, es regelmäßig für

„unseren Gilmour“ beiseitezustellen, dem sie, obwohl sie buddhistische Priester waren, bald sehr zugetan waren.

Bevor wir das Thema Mahlzeiten verlassen, sei noch erwähnt, dass die Mongolen am letzten Tag des Jahres ihre Enthaltbarkeit während der anderen 364 Tage ausgleichen, indem sie nicht weniger als sieben Mahlzeiten einnehmen. Als der Silvesterabend kam, bestand der Lama darauf, dass sein Besucher seine Pflicht wie ein Mongole erfüllen sollte, und ein alter Lama mit gelbem Mantel, der bei dieser Gelegenheit als Gast anwesend war, wurde angewiesen, seine Fortschritte zu zählen. Gilmour schaffte es, drei Mahlzeiten zu sich zu nehmen, und überlegte gerade, was er als Nächstes tun sollte, als er erfuhr, dass sein Schutzlama sich betrunken hatte und nicht mehr mitzählen konnte. In diesem Fall fühlte er sich nicht danach, den Fehltritt des alten Herrn allzu ernst zu nehmen, obwohl er selbst strikter Abstinenzler war.

Als es endlich an der Zeit war, die Ebene erneut zu durchqueren, beschloss Gilmour, die Heimreise auf dem Rücken eines Pferdes und nicht auf einem Kamelkarren anzutreten. Der einzige Nachteil war, dass er noch nicht reiten gelernt hatte. Da er aber festgestellt hatte, dass man die mongolische Sprache am besten lernt, wenn man gezwungen ist, sie zu sprechen, war er der Meinung, dass ein Ritt von vielen Hundert Meilen die beste Art sein könnte, das Sitzen auf einem Pferd zu lernen. Der Plan erwies sich als voller Erfolg. In der Mongolei gilt ein Mann, der nicht reiten kann, als Kuriosität, und als Gilmour das erste Mal aufstieg, waren alle da, um den Anblick seiner Unbeholfenheit zu genießen. Obwohl er den einen oder anderen bösen Sturz hatte, weil sein Pferd in Löcher auf löchrigem Boden stolperte, wie sie in den Ebenen häufig vorkommen, wo die Ratten unterirdische Gänge gegraben haben, lernte er bald, sich auf dem Rücken seines Pferdes zurechtzufinden. Als er schließlich erneut durch ein Tor der Großen Mauer ritt und so aus der Mongolei wieder nach China gelangte, hatte er das Gefühl, dass er nach der Ausbildung, die er auf seinem Weg durch die Steppe und die Wüste erhalten hatte, von nun an in der Lage sein würde, sich unter allen

Umständen in den Sattel zu schwingen. In der Tat war er sich seines Sitzes so sicher, dass er bei einer späteren Gelegenheit, als er zu einer Truppe gehörte, die für eine Reise auf chinesischen Maultieren ritt, die nur im Gänsemarsch reiten, mit dem Gesicht zum Schwanz seines Tieres ritt, um sich besser mit dem Kavalier, der hinter ihm kam, unterhalten zu können.

Diese Durchquerung der mongolischen Ebene und vor allem der Winter, den er im Zelt des Lamas verbracht hatte, hatten Gilmour bereits eine Kenntnis der mongolischen Sprache und eine Vertrautheit mit den Gewohnheiten und Gedanken der Mongolen selbst vermittelt, wie sie kaum ein anderer Westler vorweisen konnte. Als er nach Peking zurückkehrte, war so etwas wie die normale Ruhe eingekehrt, aber er spürte, dass die gewöhnliche Routine der Arbeit in der Stadt nicht die Arbeit war, zu der er besonders berufen war. Die Wüstenluft lag ihm jetzt im Blut, und die Mongolei rief. Von nun an lebte er für die Mongolen.

Jahr für Jahr zog Gilmour in die Große Hochebene, um seine Aufgabe zu erfüllen. Und obwohl es seine Gewohnheit war, für den Winter nach Peking zurückzukehren, widmete er sich auch dort weiterhin seiner Herde von Mongolen.

Zwischen China und der Mongolei wird ein beträchtlicher Handel betrieben, wobei die Mongolen Felle, Käse, Butter und andere Produkte eines Weidegebiets einführen und im Gegenzug große Mengen billigen Tees in Form von gepressten Ziegeln mit sich führen, die zu Gilmours Zeiten nicht nur für die Zubereitung des beliebten Getränks, sondern auch als Tauschmittel anstelle von Geld verwendet wurden. In den Wintermonaten kommen zahlreiche Händler aus allen Teilen der Mongolei nach Peking, und viele von ihnen kampieren in ihren Zelten auf offenem Gelände, so wie sie es auch in den Ebenen tun. Gilmour besuchte diese Lager und nutzte jede Gelegenheit, die sich ihm bot, um sich über religiöse Fragen zu unterhalten und vor allem, um die „Jesus-Lehre“, wie die Buddhisten sie nannten, zu verbreiten.

Ein Plan, den er verfolgte, bestand darin, wie ein chinesischer Hausierer umherzugehen, mit zwei Taschen voller Bücher in mongolischer Sprache, die an seinen Schultern hingen. Oft verlangte ein Kaufinteressent, ein Buch vorgelesen zu bekommen, bevor er sich entschied, und dies gab dem Hausierer eine willkommene Gelegenheit, der versammelten Menge aus den Evangelien vorzulesen und dann ein Gespräch über die Verdienste von Jesus und Buddha zu beginnen, das manchmal in eine Diskussion überging. Manchmal hatten die Kaufwilligen kein Geld, waren aber bereit, in Naturalien zu zahlen. Und so sah man Gilmour nicht selten nachts auf dem Rückweg zu seiner Unterkunft in der Stadt mit einer bunten Sammlung von Käse, saurem Quark, Butter, Hirsekuchen und Schafsfett, die das Produkt des Umsatzes eines Tagesabschnittes darstellten.

Eine der bemerkenswertesten von Gilmours zahlreichen Reisen durch die Mongolei war eine, die er 1884 unternahm - und zwar ausschließlich zu Fuß. Er war zeitweise ein enormer Wanderer, vielleicht mehr aufgrund seiner ungewöhnlichen Willenskraft als aufgrund außergewöhnlicher körperlicher Stärke. Und es ist bekannt, dass er 300 Meilen in siebeneinhalb Tagen zurücklegte - im Durchschnitt vierzig Meilen pro Tag. Bei seinem langen Marsch über die Ebenen und zurück hatte er besondere Gründe, diese Art der Fortbewegung zu wählen. Zum einen war das Gras in jenem Jahr so knapp, dass es kaum möglich gewesen wäre, Weideland für ein Kamel oder ein Pferd zu finden. Zum anderen wurde die Liebe zur Einfachheit und Unkonventionalität, die seinen Charakter so sehr prägte, immer stärker, ebenso wie der Wunsch, den Ärmsten und Bescheidensten des Volkes so nahe wie möglich zu kommen. Zu einem späteren Zeitpunkt finden wir ihn, wie er „nicht nur die einheimische Kleidung, sondern praktisch auch die einheimischen Speisen und, soweit es einem Christen möglich war, die einheimischen Lebensgewohnheiten vollständig annahm.“ Eine Vorstellung davon, wie weit er die Regel des einfachen Lebens trieb, lässt sich aus der Tatsache ableiten, dass seine Ausgaben eine Zeit lang nur drei Pence pro Tag betragen. Sein Biograf, Mr. Lovett, gibt uns ein anschauliches Bild

von ihm, wie er seine Schüssel mit Haferbrei nach einheimischer Art auf der Straße einnimmt und sich auf einen niedrigen Schemel neben dem Kessel des fahrenden Händlers setzt, bei dem er ihn gerade gekauft hatte. Und wie schlicht seine Kleidung zuweilen war, lässt sich ermessen, wenn wir erwähnen, dass er in einem Dorf an der Grenze zu China aus den einzigen zwei respektablen Gasthäusern, die der Ort vorweisen konnte, hinausgeworfen wurde. Mit der Begründung, dass er ein Fußreisender ohne Wagen oder Tier war, der sich damit begnügen müsse, in der Taverne für Landstreicher einzukehren.

Es entsprach daher seinem Geschmack und der Notwendigkeit, dass er einmal mit seinem gesamten Hab und Gut auf dem Rücken durch die Mongolei reiste. Seine Ausrüstung bestand auf der einen Seite aus einer braunen Posttasche, die seine Ausrüstung und seinen Proviant enthielt, auf der anderen Seite aus einer wasserdichten Anglertasche mit Büchern und anderen Dingen. Dazu trug er einen Schafsfellmantel eines Chinesen, den er sich mit einem groben Stock vom Typ „Penang-Anwalt“ über die Schulter hängen konnte.

Während dieser Wanderung musste er, ungeachtet seines gewaltigen Stocks, manchmal vor den Zähnen der Hunde gerettet werden, die sich auf eine so verdächtig aussehende Person stürzten.

Aber überall, wo er hinkam, wurde er sowohl von den Lamas als auch von den nicht-geistlichen Menschen sehr gastfreundlich aufgenommen, und er kehrte ohne ernsthaftes Unglück nach Kalgan zurück.

Zwei Gefahren des Landes entging er gänzlich. Die eine war das Risiko, von Wölfen angegriffen zu werden, die für den chinesischen Reisenden in den Ebenen ein absoluter Schrecken sind. Obwohl die Einwohner sie auf die leichte Schulter nehmen und nie zögern, anzugreifen, wenn sie einen sehen. Dies hat angeblich zur Folge, dass ein Wolf schon von Weitem zwischen einem Mongolen und einem Chinesen unterscheiden kann und sich so schnell wie möglich davon schleicht, wenn er einen Wanderer in langem Fellgewand auf sich zukommen sieht. Während er beim Anblick eines anderen in blauer

Jacke und Hose ein gutes Abendessen erwartet. Gilmour selbst war der Meinung, dass mongolische Wölfe nicht so gefährlich sind wie die sibirischen. Er begründet dies damit, dass die Mongolen im Gegensatz zu den Russen so schlechte Schafställe haben, dass ein Wolf sich an den Schafen bedienen kann, wann immer er will. Dadurch wird er nur selten vom Hunger dazu getrieben, einen Menschen anzugreifen.

Die andere Gefahr ging von Banditen aus. Denn es gibt Teile der Wüste Gobi, durch die die großen Handelswege zwischen Sibirien und China führen, die so unangenehm zu durchqueren sind wie die alte Straße zwischen Jerusalem und Jericho. Aber Gilmour war wahrscheinlich nie so sicher vor Straßenräubern wie auf seiner Missionsreise als Tramp durch die Mongolei. Es ist unmöglich, auf alle erstaunlichen Erlebnisse einzugehen, die diesem abenteuerlustigen Geist im Laufe seiner vielen Wanderungen widerfuhr. Mal verbringt er die Nacht im Zelt eines Lamas und diskutiert wahrscheinlich bis weit in den Morgen hinein mit seinem Gastgeber über heilige Dinge an einem glühenden Feuer aus Argol oder getrocknetem Kuhdung - dem üblichen Brennmaterial der Steppe. Ein anderes Mal reitet er so schnell wie seine mongolischen Gefährten durch die Wüste, denn er war ein Mann, der sich nicht gern schlagen ließ. Jetzt befindet er sich auf einem Hochzeitsfest und beobachtet mit aufmerksamen und humorvollen Augen das raue, aber harmlose Treiben. Oder er befindet sich in einem Gerichtssaal, in dem die Strafe auf der Stelle auf dem Rücken des Schuldigen vor den Augen einer anerkennenden Menge vollzogen wird. Einmal beobachtet er voller Mitleid mit einem abergläubischen und verblendeten Volk einen Buddhisten, der sein Gebetsrad mit der eigenen Hand dreht oder es vor seinem Zelt aufhängt, damit der Wind es für ihn dreht. Ein anderes Mal geht er an einem Verbrecher in einem Eisenkäfig vorbei, der zum Verhungern verurteilt ist und zur Verschlimmerung seiner Qualen Tag für Tag vor ein Esshaus in einer großen Handelssiedlung gestellt wird. Dabei denkt über die Mängel einer Religion nach, die ihren Anhängern erlaubt, sich an dieser öffentlichen Zurschaustel-

lung der Todesqualen eines Mitgeschöpfes zu ergötzen. Auf seinen Reisen war er ständig der bitteren Kälte eines Landes ausgesetzt, in dem das Thermometer im Winter bis auf dreißig oder vierzig Grad unter Null fällt und während des ganzen Sommers riesige Eisklumpen in den Brunnen gefroren bleiben. Oft musste er auf dem Marsch lange Hunger- und Durstperioden ertragen. Das Schlimmste aber war, dass er den Schmutz und das Ungeziefer eines mongolischen Zeltes ebenso wie dessen Gastfreundschaft teilen musste. Doch all dies betrachtete er als „Teil der täglichen Arbeit“, und obwohl er es manchmal in seinem Tagebuch als Tatsache festhielt, beklagte er sich nie darüber.

Zu den interessantesten Begebenheiten, die er aufzeichnete, gehören einige, die im Zusammenhang mit seinen Bemühungen stehen, denjenigen zu helfen, die er in Krankheit und Schmerz antraf. Obwohl er kein Arzt war, hatte er sich einige medizinische und chirurgische Kenntnisse angeeignet und zögerte nicht, sie für diejenigen einzusetzen, für die es keine besseren Fähigkeiten gab. Dabei ging er manchmal große Risiken ein, denn bei aller Gastfreundschaft sind die Mongolen furchtbar misstrauisch und bereit, die seltsamsten Gerüchte über die Pläne eines Fremden in die Welt zu setzen.

Einmal überredete er einen Blinden, mit ihm nach Peking zu kommen, um im dortigen Krankenhaus seine Augen wegen eines grauen Stars operieren zu lassen. Die Operation verlief erfolglos, und es verbreitete sich die Geschichte, dass Gilmour Menschen nach Peking lockte, um „die Juwelen ihrer Augen“ zu stehlen, damit er sie in einer Flasche aufbewahren und für Hunderte von Tael verkaufen könne. Infolgedessen lebte er monatelang in einer Situation oder Atmosphäre, die fast einer Todesstrafe gleichkam. Nur weil er keine Angst zeigte und geduldig durch seine Lebensweise den Verdacht zerstreute, konnte er der Ermordung entgehen.

Einmal hatte er sich vorgenommen, einen Soldaten wegen einer Schusswunde zu behandeln, die er sich bei einer Begegnung mit Räufern zugezogen hatte, weil er dachte, dass es sich nur um eine Fleischwunde handelte, die er behandeln musste. Es stellte sich je-

doch heraus, dass es sich um eine schwierige Knochenkomplika- tion handelte. Nun wusste Gilmour kaum etwas über Anatomie, und er hatte auch keine Bücher zur Hand. „Was kann ich tun“, sagt er, „au- ßer beten?“ Und es geschah etwas Außergewöhnliches. Durch die Menge wankte ein lebendes Skelett auf ihn zu - ein Mann, dessen Knochen buchstäblich so deutlich hervortraten, als wäre er ein Exemplar in einem anatomischen Museum, nur mit einer gelben Haut, die lose über sie gezogen war. Der Mann kam, um Hustensaft zu erbetteln, aber Gilmour war bald damit beschäftigt, mit dem Finger an einem bestimmten Teil seines Skeletts herumzufingern, mit einem so seltsamen Lächeln auf dem Gesicht, dass er einen Um- stehenden bemerken hörte: „Dieses Lächeln bedeutet etwas.“ „Das tat es auch“, fügt Gilmour hinzu. „Es bedeutete unter anderem, dass ich wusste, was ich mit dem verletzten Knochen des verwundeten Solda- ten tun musste und in kurzer Zeit war seine Wunde auf dem besten Wege zu heilen.“ James Gilmours „Unter den Mongolen“ ist ein Buch, das man nicht nur wegen der Besonderheit seines Themas lesen soll- te, sondern auch wegen der bemerkenswerten Gabe des Autors, einen realistischen Eindruck zu vermitteln - seiner Fähigkeit, dem Leser die Dinge körperlich greifbar genau so sehen zu lassen, wie er sie mit eigenen Augen gesehen hat. Beim ersten Erscheinen von „Un- ter den Mongolen“ fand ein sehr kompetenter Rezensent im Specta- tor in Gilmour eine auffällige Ähnlichkeit. „Robinson Crusoe“, sagte er, „ist Missionar geworden, hat Jahre in der Mongolei gelebt und ein Buch darüber geschrieben. Das ist dieses Buch.“

Das war ein großes Lob, aber es enthielt ein hohes Maß an Wahr- heit. Und zum Vorteil von Gilmours Buch im Vergleich zu Defoes Buch muss man bedenken, dass alles, was Ersterer uns erzählt, buch- stäblich wahr ist.